

Dr. Peter-Ulrich Wendt:

„Das setzt einen Prozess in Gang ...“

Anmerkungen zu den Chancen,

Budo könnte einen Platz in der offenen Jugendarbeit finden

Seit über zehn Jahren hält die Debatte über Erfolg versprechende, gelingende bzw. Risiko behaftete und aus Gründen einer normativen Positionierung in der Jugendarbeit eher nicht anerkannte Wege der Gewaltprävention an. Immer aber schimmert unter den unterschiedlichen Konzeptionen und Haltungen positiver wie negativer Natur die Frage durch, wie Gewaltbereitschaft unter jungen Menschen – sei sie „politisch“ motiviert (Skinheads etc.) oder im Alltag vorfindbar (Schlägereien, „Abziehen“, verbale Gewalt etc.) – im Rahmen des pädagogisch-instrumentellen Settings von Jugendarbeit (in Jugendhäusern, in Freizeiten, im verbandlichen Alltag) aufgegriffen und Strategien entwickelt werden können, Jugendlichen einen Umgang mit Gewalt zu ermöglichen, der produktiv ist und dadurch Gewaltförmigkeit im Verhalten vermeiden hilft. Seit einiger Zeit ist in diesem Zusammenhang auch die Debatte eröffnet, ob so genannte Kampfkünste (Budo und andere) einen gelingenden Beitrag zur Gewaltprävention leisten können¹. Sind sie, ist der Weg des Kriegers ein „neuer Weg“ im Vieleck von (meist) unvollendeten Ansätzen der aufsuchenden Arbeit mit gewaltbereiten Jugendlichen, wohlgemeinten Versuchen, im Offene-Tür-Bereich des Jugendhauses Regeln des gewaltfreien Umgangs einzustillen, Ansätzen der Konfliktlotsenphilosophie oder der Mediation, Präventionskonzepten im Übergang von Schule in Freizeit, Versuchen des Kraftsports und der schweißbeladenen Gerätekilleratmosphäre oder elaborierten Konzepten der Abenteuer- und/oder Erlebnispädagogik?

Der nachfolgende Beitrag gibt hierauf keine Antwort; vielmehr werde ich im Rahmen dieser eher essayistischen Anmerkungen auf einige Erwartungen, sei es Hoffnungen, sei es Befürchtungen, hinweisen, die mit der Einführung der Idee, Kampfkünste als Instrument der Gewaltprävention in die Jugendarbeit einzuführen, von den dort tätigen Fachkräften vorgetragen werden (solche sind vor allem Mitarbeiter/inne/n der offenen Jugendarbeit in Jugendhäuser bzw. so genannte Jugend„pfleger/inne/n“, in der Regel Dipl.-Sozialarbeiter/-pädagog/inn/en und Erzieher/innen). Damit wird meines Erachtens eine klarere Sicht auf die Chancen und Risiken möglich, die die Einführung von Konzepten der Kampfkunst-Arbeit in die Jugendarbeit mit sich bringen wird.

Meine Erkenntnisse fußen auf den eher beiläufigen Ergebnissen im Rahmen eines umfassenden Forschungsprojektes zu Haltungen und Praxis in der kommunalen Jugendarbeit tätiger Fachkräfte, bei denen das Thema „Kampfkunst“ gleichsam als inhaltliches Medium fungierte².

¹ Vgl. Neumann, U.: Der „Weg des Kriegers“; in: ders. u. a. (Hg.), Gewaltprävention in Jugendarbeit und Schule, Marburg 2002, S. 89 - 110); ich selbst räume ein, dass ich Kampfkünste, mit einem viel gebrauchten Wort, *spannend* finde, gleichwohl keine wirklich aufgrund von beruflicher Praxis begründete Fachkenntnis besitze, die es mir erlaubte, inhaltlich etwas zu dem Thema beizutragen. Spannend ist das Thema auch deshalb, weil es vielleicht dazu beiträgt, den Gleiskörper des in der Jugendarbeit allzu oft tradierten (Gewohnten, des Immer-schon-so-Dagewesenen ...) in Frage und vielleicht neue Weichen zu stellen.

² Die vollständigen Ergebnisse werden im Kontext der Formulierung einer formalen soziologischen Theorie der Navigation (als Charakteristik des vorherrschenden Handlungsmodus' von Jugendarbeiterinnen und Jugendarbeitern) zu einem späteren Zeitpunkt veröffentlicht. Die nachfolgenden Bemerkungen sind daher als Skizzen über das aufgehäufte, in qualitativen Interviews und Gruppeninterviews/-diskussionen mit Fachkräften der Jugendarbeit gewonnene Datenmaterial zu verstehen, nicht als bereits abgeschlossene Analyse. Methodisch folgt die Bearbeitung des Materials nach den von Strauss, Glaser und Corbin ausgewiesenen Empfehlungen zur Entwicklung einer Grounded Theory (vgl. Strauss, A. L.: Grundlagen qualitativer Sozialforschung. Datenanalyse und Theoriebildung in der empirischen soziologischen Forschung, 1. Aufl. München 1994, 2. Aufl. München 1998; Strauss, A. L., und Corbin, J.: Grounded Theory. Grundlagen Qualitativer Sozialforschung, Bern u. a.

Mehrerlei ist mir bei der Durchsicht des Materials deutlich geworden: Erkennbar wird eine spannungsbeladene Dialektik von 1. *hohen Erwartungen und Hoffnungen* (Kampfkünste als *der Weg*) einerseits und 2. *eher skeptis- getränkten Befürchtungen* (was soll das?) andererseits; beide Haltungen (als Bündel unterschiedlicher Einstellungen zu bestimmten Aspekten des Themas, ich spreche hier von *Dimensionen*) lassen sich durchgängig in dem aufgehäuften Material diagnostizieren. Ansätze 3. zu einer (womöglich ja realistischeren) *Bestimmung eines Mittelwegs* sind dagegen eher selten.

1. Überfrachtung durch Hoffnung

Die in den Interviews referierten Meinungen und Positionen lassen vier Dimensionen erkennen, wie sich die in der Jugendarbeit tätigen Fachkräfte positiv zu Kampfkünsten positionieren.

Das am weitesten verbreitete Muster habe ich „*ist asiatisch*“ genannt. Hierunter finden sich Meinungen, dass Kampfkünste anders seien (anders als das in der Jugendarbeit übliche) und mit dem Etabliertem (das heißt dem in der Jugendarbeit gewachsenen, zum Teil auch überkommenen methodischen Spektrum) brechen. Im Kern formulieren diese Fachkräfte die Einstellung, dass Kampfkünste einen anderen Zugang zu sich selbst erlauben, der den in der westlichen Kultur üblichen Zugang entweder ergänzt oder verneint. Der westliche Umgang mit sich selbst, mit Körper und Geist, lasse im Kern keine Selbstreflexion zu, sei mechanisch und auf Effizienz geeicht. Dem entspreche auch der Modus, mit Aggressionen und Gewalt umzugehen. Während der westliche Modus auf Kurzfristigkeit ziele, auf eine schnelle Eindämmung von Gewalt, auf Kanalisierung, erlaube der östliche Weg, mithin die Praxis der Kampfkünste, ein intensiveres Schauen auf sich selbst, ein auf lange Frist angelegtes Kämpfen mit sich selbst, das auch einen anderen Umgang mit Aggressionen und Gewaltförmigkeit ermögliche. Beispielhaft (und auch die folgenden Zitate wurden aufgrund ihrer Beispielhaftigkeit ausgewählt) heißt es dazu in einem Interview:

„Man räumt sich nicht so viel Zeit ein, sich mit sich selbst, sich mit seinem Körper, mit seinem Geist (auseinanderzusetzen). Wo ist diese Schnittstelle, wo geht das eine in das andere über? Mag ich mich, mag ich mich nicht? Kann ich mich ertragen? Wie steh' ich so als Person in der Gesellschaft und zu anderen? -. Das haben wir so in der Schule auch nicht gelernt. Ich nehme mich da nicht aus ich bin in dieser westlichen Welt aufgewachsen. Man hat diesen westlichen Blick. Diese östliche Art zu leben, zu denken, ist was anderes.“

Diese Schnittstelle von Körper und Geist werde im Westen – dem dort gehuldigten Zeitgeist geschuldet – nicht mehr wahrgenommen, sagt eine andere Fachkraft:

„Da geht es wirklich nur um die Biomachine: du musst halt funktionieren -, das wird ja auch vorgelegt, da ist keiner ausgenommen. Das sehe ich auch als eine der Ursachen, warum so wenig Auseinandersetzung mit sich selbst geschehen kann, wenn es halt keinen Raum dafür gibt, es ist halt nicht der Zeitgeist. Wenn aber diese Auseinandersetzung nicht stattfindet, dann hat das halt ganz viele massive Folgen, wie man bei Jugendlichen sieht.“

Die in diesem Auszug und anderen vorgetragenen Positionen erkennbare Haltung formuliert eine zeitgeistkritische Position, die in den Möglichkeiten westlicher Zivilisation ein ergänzungsbedürftiges Sample von Umgangsformen erkennt, dem es insbesondere an einer (östlichen Kulturen zugeschriebenen) Authentizität zu fehlen scheint:

1998; Glaser, B. A., und Strauss, A. L.: *Grounded Theory. Strategien qualitativer Forschung*, Bern u. a. 1998; Glaser, B. G., und Strauss, A. L.: *Die Entdeckung gegenstandsbezogener Theorie: Eine Grundstrategie qualitativer Forschung*; in: Hopf, C., und Weingarten, E. [Hg.], *Qualitative Sozialforschung*, Stuttgart 1979, S. 91 – 111).

„Ich glaube auch, dass man gar nicht so richtig authentisch sein darf. Man muss ganz viel mit sich selber ausmachen. Es gibt ganz wenig Auseinandersetzungen, wirkliche Auseinandersetzungen mit Gewalt. Gewalt wird dann von ganz vielen Leuten ausgeübt, gegen sich selbst oder gar nicht, weil man sagt: Gewalt ist schlecht -, man muss halt Anti-Gewalt-Trainings machen. Gewalt ist definitiv negativ besetzt. Aber Gewalt ist was, was es gibt, das braucht man nicht leugnen. Gewalt ist insofern auch nicht schlechtes, Gewalt ist da. Ich denke, wenn man diese Probleme mit Gewalt hat, dann ist Budo auch eine Art, sich mit Gewalt auseinanderzusetzen, verbunden mit diesem Kampf, den man mit sich selbst führt, den ganzen Idealen, die dahinter stehen, dem ganzen Menschenbild, das ein humanistisches Menschenbild ist, dann glaube ich, dass das eine gute Sache für die Jugendarbeit ist, auch unter Präventionsgesichtspunkten.“

Gewalt wird mithin als etwas zu Akzeptierendes angesehen, das positiv aufgearbeitet (und nicht nur kanalisiert) werden kann durch die Anwendung östlich-geprägter Kampfkünste.

Diese Dimension von Haltungen mündet ein in eine zweite Dimension, die ich „ist weise“ genannt habe; die Fachkräfte, die dieser Dimension eigenen Positionen vortragen, betonen noch stärker das den Kampfkünsten eigene Moment der *philosophischen* Fundamentierung. Sie stellen Budo und andere Kampfkünste als Philosophie dar, die „Körper und Geist in Einklang bringen“ kann. Referiert werden unterschiedliche Ansichten, die auf den Entstehungshintergrund von Kampfkünsten in Klöstern oder klosterartigen Schulen verweisen (wobei im Bezug auf die Quellen der Kampfkünste unterschiedlich differenziert als Mutmaßungen und als Wissen etikettierte Bezüge hergestellt werden). So trägt zum Beispiel eine Fachkraft unter anderem vor:

„Ich denke, mit den Philosophien, die dahinter stehen, das müsste man jetzt vielleicht genauer auseinander nehmen, verträgt sich auch nicht die Einstellung, eine Fertigkeit zu erlernen, um jemand anderes damit Schaden zuzufügen. Ich glaube, das ist anders angelegt. (...) Ich glaube, es geht dabei nicht um den Kampf gegen einen anderen, sondern eher um so einen inneren Kampf, um die Auseinandersetzung mit sich selbst, seinen Schwächen und Stärken. Ich glaube, das ist so die eigentliche Bedeutung von Budo, von Kampfkunst.“

Eine andere Fachkraft führt dazu unter anderem aus:

„Was mir jetzt gerade so durch den Kopf gegangen ist war eine Begrifflichkeit, Jugendlichen zu zeigen, dass Macht nicht immer körperliche Macht bedeutet, sondern auch geistige Macht bedeuten kann, nicht über andere, sondern auch über sich selbst, und es von daher nicht etwas Schwaches ist, nein zu sagen, nicht so zu reagieren“

Jedenfalls kommt in den entsprechenden Äußerungen zum Ausdruck, dass mit Kampfkünsten auch ein „Prozess in Gang von der körperlichen Macht zur geistigen Macht“, dass – aufgrund der philosophisch begründeten Ideale und Sichtweisen – eine Haltung der Gewaltlosigkeit im Umgang untereinander begründet werden kann.

Eine dritte Dimension von in den Interviews und Diskussionen vorgetragenen Positionen folgt aus den beiden zuvor geschilderten Dimensionen; ich habe sie „ist der Weg“ genannt. Positionen dieser Art ist eigen, dass in Kampfkünsten nicht nur eine Form gesehen wird, die bricht mit den Sichtweisen des Westens und eine philosophisch begründeten Umgang auch mit Gewalt erlaubt, sondern eine ganzheitliche Sichtweise auf sich selbst gestattet. Dieser Zugang findet sich im Material wohl auch quantitativ am häufigsten und qualitativ am intensivsten illustriert.

Eine Fachkraft führt zum Beispiel im Zusammenhang mit Überlegungen, Kampfkünste erlaubten einen (im Westen kaum möglichen) vereinigenden Zugang zu Körper und Seele, unter anderem aus:

„(Körper) ist hier eher als etwas Schlechtes, als etwas Negatives besetzt. Das spielt es schon eine Rolle, dass sich solche Sachen in Asien entwickelt haben und nicht hier, solche Philosophien um Kampfkunst.“

Bei denen geht der Weg zur Selbsterkenntnis auch über den Körper, Einssein, sich gegenseitig ergänzen. Hier ist das halt nicht so, hier ist (nur die) Seele, der Rest wird fast schon als überflüssig angesehen.“

Eine andere Fachkraft sagt:

„Bei der Kampfkunst geht es wirklich auch darum, sich selbst zu erfahren, sich mit seiner Psyche auseinanderzusetzen und das Ganze auf körperlicher Ebene auszuagieren. Ich denke, das ist was anderes, als beim Boxen zum Beispiel.“

Es ist hier nicht meine Aufgabe, zu kommentieren, inwieweit solche Einschätzungen realistisch sind; deutlich wird aber, dass diese Fachkräfte selbst auf der Suche sind, insoweit einen Weg der Selbsterfahrung und der Selbsterkenntnis finden wollen, von dem sie erklärtermaßen erwarten, dass dieser Weg zugleich Optionen erschließt, mit Jugendlichen zu arbeiten. Unbestreitbar steht das Motiv im Zusammenhang mit einer Interpretation von Wirklichkeit, nach der (gewaltbereite und -tätige) Jugendliche Suchende sind. Angenommen werden kann, dass die Erwartung dominierend ist, Kampfkünste vermöchten auch diesen Jugendlichen einen anderen (gelingenderen) Zugang zu sich selbst zu erschließen helfen („Man lernt diese Techniken nicht mit dem Ziel, jemanden zu bekämpfen; ich lerne bestimmte Techniken, um etwas über mich selbst zu erfahren. Es ist ein Weg. Das hat nicht so richtig viel zu tun, was hier so den normalen Kampfsportschulen gelernt wird. Das ist, glaube ich, eine ganz andere Sache“), weil die Erwartung an sich selbst eine solche ist.

Schlussendlich wird in dem Material eine Position referiert (Dimension „ist spannend“), die ganz nüchtern zur Kenntnis nimmt, dass Kampfkünste am Actionbedürfnis der Jugendlichen positiv anzuschließen und dabei helfen können, Gewaltbereitschaft abzubauen. Pragmatisch wird konstatiert, dass Jugendliche zum Beispiel Budo „spannend“ finden („Ich finde das sehr spannend. Über Budo weiß ich zwar nicht viel, aber ich denke, das ist ein viel versprechender Ansatz. Das ist spannend für Jugendliche“). Der Reiz des Fremden (der zudem massenmedial vor allem über Kino- und Fernsehfilme vermittelt wird) bewirke sein übriges, „um die Jugendlichen zu kriegen“. Kampfkünste werden zum Entrée, das zunächst einen Zugang zu den Jugendlichen ermöglicht, sie einfängt und sodann auch mit den philosophischen Grundlagen konfrontiert und hernach einen faireren Umgang untereinander ermöglichen hilft. Dazu äußert eine Fachkraft:

„In der Auseinandersetzung mit Gewalt, die ja in der Kampfkunst zwangsläufig geschieht, auch sehr reglementiert und unter gewissen Gesichtspunkten der Fairness, auch so einen Prozess auslöst, sich mit dem Thema Gewalt zu beschäftigen, einfach also die Auswirkungen von Gewalt zu erfahren, also nicht nur davon zu hören, vielleicht jemand anderen zu verprügeln, der sowieso schwächer ist, sondern selbst diese Körpererfahrung zu machen, also auch in einem gewissen reglementierten Rahmen sich damit auseinanderzusetzen, auch selbst Gewalt zu erfahren.“

2. Skepsis und Befürchtungen

Die im Material erkennbare Position der Kampfkünsten gegenüber skeptischen Mehrheit der Fachkräfte kennzeichnet eine gewisse Rustikalität der Argumentation. Nachdenkliche Kommentierungen sind eher selten, es dominiert eine Tendenz, eher rundweg abzulehnen, die Bereitschaft, noch einmal genauer hinzusehen und zu prüfen, scheint eher schwach ausgeprägt. Nicht selten war ich mit der Fragestellung konfrontiert, warum noch über Kampfkünste zu sprechen sei: „das kann ja wohl nicht ernst gemeint sein“ (ähnlich distanzierte [bzw. rundweg ablehnende] Haltungen erinnere ich im Zusammenhang mit der Diskussion über die Einführung von Formen aufsuchender Jugendarbeit mit gewaltbereiten [rechten] Jugendlichen bzw. im Kontext mit den Überlegungen, betriebswirtschaftliche Momente auch in der Jugendarbeit zu implementieren).

Neben dieser grundlegenden Infragestellung, ob Kampfkünste überhaupt etwas in der Jugendarbeit zu suchen haben, finden sich fünf Dimensionen, mit der Thematik umzugehen.

Eine erste Dimension habe ich „*ist fremd*“ genannt. Formuliert wird, dass mit dem Thema nichts angefangen werden kann, weil die Fachkraft nicht glaubt, dass fernöstliche Kampfkünste ihren Platz im westlich-geprägten Setting der Jugendarbeit finden können. Eine Fachkraft sagt zum Beispiel:

„Kampfkunst, Budo, das ist mir fremd. Da habe ich überhaupt keinen Zugang. Das kommt aus Asien, deshalb ist es nicht automatisch gut. Ich findet manches, was von da (her) kommt, ganz okay. Aber da muss man schon genauer hingucken.“

Eine andere Fachkraft bezweifelt, dass Kampfkünste dem westlichem Denken genügend Rechnung tragen und spricht gar (an anderer Stelle) vom „Asienimport“:

„Ich kann damit nichts anfangen. Und ich denke, dass geht den Jugendlichen nicht anders. Das ist sicher in Japan ganz gut aufgehoben, obwohl ich das gar nicht gut beurteilen kann. Die Gedanken, die dahinter stecken, passen, denke ich nicht, zu uns. Die (Jugendlichen; PUW) möchten sicherlich wissen, wie das geht, Techniken und so, aber das Gedankengebäude, das dahinter steckt, das interessiert sie nicht. Damit sind sie sicher auch überfordert. Die, wir denken hier halt ganz anders. Das passt gar nicht zusammen.“

Eine zweite Dimension der referierten Positionen (im Übrigen die quantitativ hauptsächlich vorgebrachte) stellt heraus, dass Kampfkünste als Konzept der Gewaltprävention schon allein deshalb nicht in Betracht kommen, weil sie selbst gewaltbelastet sind und als gewaltfördernd, wenn nicht -verursachend angesehen werden (ich nenne sie „*ist selbst gewaltfördernd*“). Eine Fachkraft trägt beispielhaft vor:

„Ich weiß wirklich nicht, was das soll. Kampfkunst ist doch selbst Gewalt, wie soll das denn in der Jugendarbeit gehen? Ich habe hier mit Jungs zu tun, die es wahrscheinlich geil finden, das im Kino zu sehen, wenn die aufeinander losgehen. Mit denen habe ich meine liebe Mühe, dass es bei uns (im Jugendhaus; PUW) halbwegs gewaltfrei zugeht. Da möchte jeder ein Bruce Lee sein. Ich will einfach nicht, dass wir das jetzt hier auch noch zulassen.“

Eine andere Fachkraft verweist darauf, dass Kampfkünste insbesondere durch die Vermittlungen von Techniken selbst Gewalt und Gewalttätigkeit darstellen und führt dazu unter anderem aus:

„Budo, da habe ich mich gefragt: was soll das denn? -. Soll ich jetzt noch dafür sorgen, dass sich die Jugendlichen jetzt auf hohem Niveau die Fresse einschlagen? Okay, einen Kraftsportraum mit Sack, das kann ich mir gerade noch so vorstellen, da können sich die ordentlich abreagieren. Das klappt auch ganz gut. Hinterher sind die ganz ruhig. Aber gleich Kampfsport? Das geht mir zu weit.“

Die referierte Position verweist vielleicht auf das Vorliegen eines Missverständnisses darüber, was Kampfkunst sein kann, denn *Kampfsport* und *Kampfkunst* werden sehr oft in einem Atemzug genannt; insofern kann das Statement aber auch als Verweis auf ein (nicht nur in dem vorliegenden empirischen Material) verbreitetes (Miss-) Verständnis gelten, *Kampfsport* und -kunst gleichzusetzen. Das könnte die in den Interviews weit verbreitete skeptische Positionierung erläutern, in *Kampfkunst* eher das Risiko der Gewaltverstärkung, denn die (andererseits ja optimistisch referierte) Chance der Selbstfindung und Gewaltvermeidung zu sehen.

Eine dritte Dimension verweist auf die Notwendigkeit, sich auf die den Kampfkünsten eigene Philosophie einlassen zu *müssen* (Dimension „*setzt Nähe voraus*“). Die skeptischen Fachkräfte refe-

rieren hier die Negation der oben genannten Haltung der Optimisten, wie es musterhaft eine Fachkraft ausdrückt:

„... wenn ich das alles richtig sehe, dann kommt es ganz doll drauf an, ob du mit der Philosophie was anfangen kannst. Da musst du drauf einsteigen. Da musst du vielleicht dein Leben nach ausrichten, vielleicht ganz neu. Dann kann das klappen, vielleicht auch in der Jugendarbeit. Das geht mir einfach zu weit. Ich denke, dass die Jugendlichen das auch gar nicht wollen, dass es den zu weit geht. Wir machen das anders. Ich spreche mit den Jugendlichen. Wenn einer die Regeln hier (im Jugendhaus; PUW) nicht einhält, was kaputt macht oder andere anrempelt, dann spreche ich mit ihm drüber. Wenn es nicht anders geht, dann setze ich ihn vor die Tür. Die kommen wieder, dann geht das auch immer wieder eine Weile. Manche kommen auch nicht wieder. Ich glaube nicht, dass ich dafür eine Kampfkunst beherrschen muss. Vielleicht ist das simpler gestrickt, aber es funktioniert halt auch.“

Die vierte Dimension bündelt die skeptischen Positionen, die Budo und andere Kampfkünste eher als zeitlich befristetes Konjunkturthema ansehen (und die ich deshalb „*ist Mode*“ genannt habe). Eine Fachkraft sagt zum Beispiel:

„Ja, das ist schick jetzt. Ich habe mir Dein Buch³ auch angeguckt. Eine Zeitlang war aufsuchende Jugendarbeit angesagt, da musstest du Krafeld lesen. Davon reden jetzt nur noch wenige. Ich schätze, dass wird mit Kampfkunst auch so sein. Im Grunde suchen doch alle nur den richtigen Weg. Gewalt kriegst du so nicht weg. Da muss sich grundsätzlich was ändern. Damit sind wir in der Jugendarbeit allein überfordert mit.“

In dem Statement klingt zugleich auch eine weitere, fünfte, Dimension an, die jene Meinungen zusammenfasst, die bezweifeln, dass Kampfkünste in Strukturen der Jugendarbeit realisierbar seien (Dimension „*ist nicht machbar*“). Die hierin gebündelten Meinungen reflektieren zweierlei: einerseits die oben anklingende eher genuin skeptische Position, (ob und) welche gewaltpräventive Wirkung Jugendarbeit überhaupt entwickeln kann. Diese Position ist auf Kampfkünste allein keineswegs beschränkt. Sie rekurriert auf die in der fachlichen Diskussion (meines Erachtens zulässigerweise) vorgetragene Einstellung, dass es nicht Aufgabe der Jugendarbeit sei (bzw. sein darf), als „Feuerwehr des Sozialen“ instrumentalisiert mit immer neuen Methoden (bei gleichzeitig weiter abnehmenden Ressourcen) gesellschaftliche Probleme (z. B. Gewaltförmigkeit) auf- und abzuarbeiten⁴. Andererseits wird aber auch die eher „technische“ Variante vorgetragen, die auf die begrenzten Ressourcen und Möglichkeiten der Jugendarbeit hinweist, die eine Umsetzung gewaltpräventiver Kampfkunstkonzepte ausschließt:

„Wenn ich das alles so höre, dann ist doch klar, dass wir das (in der Jugendarbeit; PUW) so nicht verwirklichen können. Da stimmen doch die Voraussetzungen schon jetzt nicht mehr. Ich arbeite hier allein im Jugendtreff. Wie soll ich das machen? Das mag ja sogar ganz gut sein für einige, vor allem von den Jungs. Aber die Zeit habe ich einfach nicht. Ich weiß da auch einfach zu wenig, da bin ich nicht qualifiziert genug. Da haben wir nicht mal Platz für.“

Es fällt in diesem Zusammenhang übrigens auf, dass in nahezu allen Interviews und Diskussion der Gedanke an eine Kooperation mit Sach- und Fachkundigen bzw. Vereinen, der an dieser Stelle ja nahe läge, kaum eine Rolle spielte, also die Frage, ob sich Jugendarbeit der Fachlichkeit und der Ressourcen Dritter bedienen könne, nahezu ausgeblendet wurde. Das mag auf die grundsätzliche Position, sich auf Budo und andere Kampfkünste nicht einlassen zu wollen, verweisen, kann aber auch damit zu tun haben (und ich neige aufgrund meiner Erfahrungen aus der Praxis und ande-

³ Die Fachkraft bezieht sich auf Neumann, U., u. a. (Hg.): Gewaltprävention in Schule und Jugendarbeit, Marburg 2002.

⁴ Ich habe mich hierzu schon einmal vor jetzt zehn Jahren geäußert; vgl. Wendt, P.-U.: Den Spagat wagen - und können; in: Jugendhilfe 5/1993, S. 213 - 222.

ren Untersuchungen zu dieser Variante), dass die Kooperation mit Dritten in der offenen Jugendarbeit insgesamt ein eher (sehr) unterentwickeltes Feld ist.

Abschließend sein angemerkt: Es gibt *keine* Geschlechterdifferenz (das heißt keinen Unterschied zwischen weiblichen und männlichen Fachkräften) im Bezug auf die referierten Dimensionen, aber Hinweise auf Differenzen im Bezug auf Alter und Berufserfahrung; hier lässt die Bereitschaft, Neuland zu betreten, mit zunehmendem Lebensalter und in Tätigkeitsjahren wachsender Berufserfahrung allmählich nach. Es mag sein, dass es vorwiegend jüngere Fachkräfte sind, die sich auf Budo und andere Kampfkünste einlassen mögen; es mag aber auch sein, dass generell die Bereitschaft, eingespurte Wege zu verlassen, (nicht nur in der Jugendarbeit) eine Sache der Jüngeren ist. Analogien sind auch hier zu jüngeren Diskussionen über neue Wege unübersehbar.

3. Ein Mittelweg?

Die Hinweise zu einem Mittelweg, der sich zwischen übergroßen Hoffnungen einerseits und Skepsis bzw. Befürchtungen andererseits zu entwickeln in der Lage wäre, sind – jedenfalls in dem mir vorliegenden Material – sehr dürrig ausgeprägt (das heißt schon rein quantitativ eine Ausnahme). Gleichwohl lassen sich dabei *Hinweise* auf folgende Themenbereiche ausmachen.

Zunächst einmal finden sich Äußerungen, die darauf rekurrieren, die Einführung von Kampfkunst-Konzepten in die Jugendarbeit könne nicht von heute auf morgen gelingen und brauche Zeit. Damit stellt sich ein grundsätzliches Problem der Jugendarbeit neu: Ist der Weg vielleicht zu lang für Jugendliche? Bleiben sie „am Ball“ oder werden sie sich vielleicht nur mit dem (oberflächigen) Beherrschen von Techniken der Kampfkünste zufrieden erklären? Ein grundsätzliche Befürworter von Kampfkunst als Methode der Jugendarbeit sagt zum Beispiel:

„Ich denke, in der offenen Jugendarbeit, speziell für meinen Bereich, ist es einfach nicht meine Aufgabe, einen Jugendlichen auf Biegen und Brechen zweimal die Woche über fünf Jahre zu begleiten. Der kommt, wenn er Bock hat, und der geht, wenn er Bock hat. Wenn er nicht will, dann kommt er nicht. Das ist nicht meine Aufgabe, ihn in meinem Haus in so eine Gruppe zu integrieren. Dann kann eine Aufgabe sein, aber es wird sie wahrscheinlich niemals werden, weil es einfach unrealistisch ist. Aber ich denke einfach auch, wenn man in dieser Beziehungsarbeit, die man betreibt, ist es einfach wichtig, für sich selbst irgendwie den inneren Kampf auszutragen, sich selbst mit sich selbst auseinanderzusetzen, einfach durch seine ganze Haltung. Ich denke, das kommt auch ziemlich schnell rüber, wenn man sich unterhält, über Probleme, über Alterssituationen, dass man einem vermittelt, dass man selbst schon der Meinung ist, dass die Auseinandersetzung mit seinen Stärken und Schwächen eine sinnvolle Sache ist.“

Deutlich wird meines Erachtens, dass es realistischerweise auch aus pädagogischen Gründen eher um eher mittel-, denn langfristige Konzepte gehen muss, ein Mittelweg also darin bestehen könnte, Kampfkunst im Sinne von Beziehungsarbeit neu zu bestimmen. Das aber heißt implizit, Kampfkunst als Mittel der Anbahnung und Aufrechterhaltung von Beziehung im pädagogischen Alltag der Jugendarbeit neu zu definieren, denn dort werden in ihrer Situationsgebundenheit und Kurzfristigkeit notwendig andere Ziele verfolgt. Unklar bleibt, ob das überhaupt „geht“.

Damit dürfte aber zugleich deutlich sein, dass Budo die Fachkraft *selbst* fachlich neu fordert, mit hin eine Übereinstimmung von Form und Inhalt über die Person der Fachkraft selbst gewährleistet sein muss, wie es in einem Statement anklingt:

„Das ist ein sehr hohes Ideal. Ich denke mal, wenn man sich als jemand, der in der Jugendarbeit tätig ist, mit der Sache auseinandersetzt, selber darüber lernt, dass man bestimmte Teilbereiche davon einbringen kann, von der Philosophie, sich mit seinem Körper auseinanderzusetzen, so eine gewisse Balance zu kriegen. Im Grunde ist es ja so, dass man alles, was man an sich selbst vergegenwärtigt, auch an

andere Personen weitergeben kann. Wenn man sich in diesem Bereich ein wenig schlau macht, ein wenig davon übernimmt als Person, dann kann man auch andere weiterbringen.“

Zusammenfassend lässt sich an dieser Stelle vermuten, dass damit die Erwartung auch mit-schwingt, so zur eigenen professionellen Balance beizutragen und eine Hilfe für die Selbstbestimmung der Professionellen zu erfahren, die sich in der alltäglichen Interaktion mit jungen Menschen als gut für die Authentizität und die Glaubwürdigkeit des Profi erweisen kann.

Schließlich müssen neben der Randbedingung „Zeit“ die Rahmenbedingungen („die Strukturen“) stimmen. Es wird zum Beispiel erforderlich sein, entsprechend qualifizierte Menschen zu finden, die durch ihr Menschenbild und ihre Einstellung zu Gewalt als Teil des Seins diese Lehre in die Jugendarbeit einbringen können und zugleich sozialpädagogische Kompetenzen besitzen, die an den Bedürfnissen und der Lebenswirklichkeit der Jugendlichen ansetzt, wie es eine Fachkraft formuliert:

„... das ist das entscheidende und das wohl auch größte Problem, vor allem in der Jugendarbeit, fähige Leute zu finden, die sowohl die Kampfkünste beherrschen, also auch sich selbst beherrschen, den philosophischen Hintergrund liefern können, und zum anderen auch sozialpädagogisch, von den Sozialkompetenzen so einsetzbar sind, dass man sagen kann, die auf eine Gruppe von Jugendlichen loslassen zu können, und das funktioniert.“

Insoweit kann ich schlussfolgern, dass es schon an dieser Stelle im Blick der Fachkräfte selbst ausgesprochen schwierig sein dürfte, Kampfkunst in die Jugendarbeit einzubauen: es offenbart sich zwar eine Option, mehr aber auch nicht, fünf Jahre Begleitung sind nicht möglich, hier werden Grenzen der praktischen Durchführbarkeit erkennbar. Dies zumal auch deshalb, weil sich die pädagogische Fachkraft selbst erst einmal qualifizieren müsste:

„Das setzt eine extreme Qualifikation voraus. Da ist es nicht damit getan, mal eben ein, zwei Fortbildungen zu machen, um sich das beibringen zu können, was auch über Technik wirklich hinausgeht. Da muss man sich auch mit beschäftigt haben, um anderen was beizubringen, was wirklich wichtig ist. Da muss man schon wirklich sehr qualifiziert sein.“

Schlussendlich wird ein Mittelweg kein Mittelweg sein, wenn das der Jugendarbeit typische Moment der Freiwilligkeit der Jugendlichen nicht beachtet wird, dass sie selbst entscheiden, ob sie sich mit sich selbst auseinandersetzen wollen, oder Techniken (das heißt Verfahren, andere zu besiegen) beherrschen wollen. Jedenfalls, so formuliert es eine Fachkraft, könne Budo ein besonderer Aspekt der Beziehungsarbeit werden, „als Chance“, Jugendlichen etwas sehr Persönliches zu bieten, wodurch der Jugendarbeiter interessant wird für die Jugendlichen.

4. Ein erstes Fazit

Insgesamt korrespondieren die hier kurz referierten Resultate mit meinen Beobachtungen im Rahmen einer anderen Untersuchung. Jedenfalls die befragten Fachkräfte der Jugendarbeit (die im Übrigen wohl einen repräsentativ zu nennenden Querschnitt abbilden dürften) sind auf der Suche nach einem geeigneten Weg, hier den der Gewaltprävention. Das gilt im Übrigen keineswegs bloß für die „Optimisten“, denn auch die „Skeptiker“ geben zu erkennen, dass sie wohl Kampfkunst-Konzepten eher ablehnend gegenüberstehen, gleichwohl in der referierten Praxis durchschimmern lassen, dass sie in den je unterschiedlichen Situation auch zu je unterschiedlichen Handlungsweisen der Gewaltprävention gelangen. Das Material verweist auch in der Frage, ob Budo und andere Kampfkünste ein Mittel der Gewaltprävention darstellen, darauf, dass diese Fachkräfte einen pragmatischen, keineswegs „gradlinigen“ Weg suchen, in den Fährnissen (und Untiefen) des pädagogischen Alltags Zugänge zu Jugendlichen zu finden. Dieser Modus, den ich

„Navigation“⁵ nenne, dominiert auch hier: die Jugendarbeit auf der Suche zwischen Hoffnung und Skepsis.

Damit sind Möglichkeiten und Grenzen eines gewaltpräventiven Konzepts, das auf die Integration von Kampfkünsten abzielt, skizziert. Navigation als Handlungsmodus (das heißt das [dominierend] erfahrungsgeleitete Suchen, Finden, Ausprobieren, Revidieren und Neukalibrieren pädagogischer Settings ‚Methoden und Instrumente‘) verlangt aber auch auf den meist in kurzen Zeitspannen erfolgenden Rückbezug auf prekäre Rahmenbedingungen. Solange Jugendarbeit dem Raubgriff (in der Regel kommunal-) politischer „Konzepte“ ausgesetzt bleibt, den maroden Gemeindehaushalt zu Lasten der Sozialinfrastruktur zu konsolidieren (und zugleich immer neue Forderungen an Sozialarbeit zur Befriedigung sozialer Spannungen herauszuposaunen, so sehr dürften (im Übrigen nahezu alle) gewaltpräventiven Konzepte, die auf Mittelfristigkeit in der Implementierung im Setting (einschließlich der Qualifizierung der Fachkräfte selbst) und Langfristigkeit in der Wirkung abgestellt sein müssen, die Voraussetzungen des Gelingen-Könnens entzogen sein. Auf eine paradoxe Weise lässt das aus der Untersuchung beiläufig gewonnene Material diese Erkenntnis bei den Befragten durchschimmern: auch die Optimisten sind sich gleichwohl dieser Limitierung bewusst, auch sie konstruieren im Blick auf die prekären Rahmenbedingungen einen nachgerade skeptischen Optimismus. Für die Einschätzung einer Chance von Budo und anderen Kampfkünsten in der Jugendarbeit lässt das allerdings erwarten, dass wohl nur im Ausnahmefall Chancen gesehen werden. Anzunehmen ist eher, dass auf eine in der Szene typische Phase der (in teilen getragenen) Euphorie der Alltag des situativen Aushandelns von noch Möglichem folgt. Für Budo und andere Kampfkünste lässt das jedenfalls nicht allzu viel erwarten.

⁵ Vgl. Wendt, P.-U.: Selbstorganisation Jugendlicher und Selbstorganisationsförderung in der kommunalen Jugendarbeit; in: Arbeitsgemeinschaft Jugendfreizeitstätten Sachsen (Hg.), Kompetenzprofil Jugendarbeit, Chemnitz 2002, S. 178 – 196; Wendt, P.-U.: Selbstorganisation Jugendlicher und Selbstorganisationsförderung in der kommunalen Jugendarbeit, Diss. Univ. Göttingen 2004.